

Propheten des Kulturwandels?

Zur Rolle der Hochschulgemeinden für die zukünftige Kirchenentwicklung

Wir häuten uns. Die Kirche häutet sich. Ein schwieriges Unternehmen. Denn wir kommen aus einer glorreichen Vergangenheit. Meinen wir. Und deswegen fällt uns allen diese Häutung so schwer. Denn wir hatten uns gut eingerichtet: in eine schöne Unterteilung zwischen territorialer und kategorialer Seelsorge, zwischen Bildung, Caritas und Gemeinde. Zwischen hochprofessionellen Seelsorgerinnen und Seelsorgern und der Landschaft einer Gemeindepastoral, die immer mehr an Glanz verlor.

Und dann änderte sich auf einmal alles ganz schnell. Auf einmal? Auf einmal merkt man, dass sich ein schleichender Wandel schon seit dem 2. Weltkrieg ereignet. Seit Beginn der 1960er Jahre wurde spürbar, dass sich der klassische Weg der „Weitergabe des Glaubens“ auflöst – und es wieder um das geht, worum es eigentlich geht: um die Verkündigung des Evangeliums. Also nicht: generationenübergreifende Kontinuität der milieuhaften Volkskirche, sondern gnadenhafte und mithin leidenschaftlich-ohnmächtige Evangelisierung – in jeder Generation neu.

Aber bis dahin wollten wir noch – auf allen Ebenen – verhindern, dass sich ein Paradigmenwechsel ereignet – und der damit verbundene Kulturwandel. Wir taten, was wir konnten – es kam zu einer unglaublichen Strukturfixierung, verbunden mit ideologischen Zumutungen: Aus drei Gemeinden sollte eine werden, Pfarrer und Hauptamtliche sollten sich strecken, um dasselbe mehrfach zu tun. Und immer mehr kategoriale Differenzierung.

Aber die Fortführung eines alten Systems hatte noch andere Risiken: Kann es sein, dass wir allzu leicht in einen klerikalen Professionalismus verfallen? Wollen wir wirklich die Mündigkeit der Getauften, oder haben Hauptberufliche und auch Priester plötzlich Angst, überflüssig zu werden? Die Sorge ist deswegen nicht unberechtigt, weil der Paradigmenwechsel wie ein Kaleidoskop funktioniert: Nichts bleibt an derselben Stelle, alles gerät in neue Konstellationen, und

so ändert sich auch die Position, die Rolle, die Art und Weise eines Kirchenverständnisses, das auf einmal dezentral, deinstitutionalisierter und partizipativer daherkommt.

Wir sind in eine echte Bewegung heiliger Experimente geraten. Wir alle. Das ist nicht vereinnahmend, sondern bewusst gesetzt, dieses „Wir“, denn ich meine es zu erleben: Bischöfe und Religiös-Unmusikalische, Traditionalisten und Progressive, Pilger und Konvertiten, Hauptamtliche und Ehrenamtliche – sie sind alle „drin“ in diesem Wandel, und niemand steht darüber.

Ein heiliges Experiment des Geistes Gottes?

Wenn eine klassische Form abbricht, kann man ja durchaus noch weitermachen, als wäre es nur ein wenig schwieriger. Aber in unserem Bistum geht das nicht mehr. Denn wenn deutlich wird, dass wir in Zukunft maximal 40 Teams aus Pfarrern und Hauptamtlichen haben, wenn wir immer weniger Personen finden, die sich in einen klassischen kirchlichen Beruf einbringen mögen, und wenn das Geld zu fehlen beginnt – dann spätestens muss man sich fragen, ob wir nicht – vielleicht vom Heiligen Geist und seinen trickreichen Finten – zur Umkehr des Denkens und Handelns gezwungen werden.

Es braucht einen neuen Blick, ein neues Sehen. Ein österliches Sehen, das prophetisch ist; denn es erkennt im Zerbrechen des Gewachsenen Neues. Und das ist die Pointe: Neues kann man nur sehen, wenn man nicht eine bestimmte Vergangenheit betrauert und den Mangel beklagt.

Lokale Kirchenentwicklung beginnt mit diesem neuen Sehen. Und in dem Hinschauen auf weltkirchliche und ökumenische Entwicklungen gilt es zu entdecken, wie Kirche heute wird, wie das Evangelium heute „Ort“ wird: Wenn es nicht um eine hochinstitutionalisierte Kirche geht, zu der man sich als Mitglied verhält, dann geht es um die Frage, wie wir aus gelebten Beziehungen, wie wir aus der Kraft der konkreten Sendung heraus Kirche werden. Ekklesiogenese, das ist dann der Prozess, der aus der Leidenschaft des Evangeliums wächst, im Zeugnis, im Dienst, in der Liebe zu den Armen. Das schenkt einen anderen

Blick: Es geht nicht um den Erhalt dieser oder jener Gestalt, sondern Gestalten wachsen aus der gelebten Sendung und nehmen spezifische Formen an. Mit den Engländern in einer gelungenen Kurzformel: mission shaped church.

Lokale Kirchenentwicklung rechnet mit Prozessen neuer Kirchenbildung, und sie setzt darauf, dass die Partizipation und die Gaben aller dabei mitwirken. Deswegen steht Lokale Kirchenentwicklung nicht für Statik, sondern rechnet mit verlässigten, provisorisch-fragilen Formen, in denen sich Gottes Volk zusammenrufen lässt. Und das bedeutet große Vielfalt und eine tiefe Liebe für eine katholische Weite: Die Weggeschichten und das kreative Potential der werdenden Christen und der werdenden Kirche werden immer wieder neu eingebunden in eine Einheit, die sich im gemeinsamen Glauben zeigt.

Ein solches heiliges Experiment hat Risiken und Nebenwirkungen: Schon jetzt ist deutlich, dass wir in einem transkonfessionellen Zeitalter leben. Nein, es ist nicht das Ende der Konfessionen, ganz im Gegenteil. Aber es geht nicht um Abgrenzung, sondern um bereicherndes Miteinander der Identitäten, und die vielen freien Suchenden orientieren sich an dem, was sie von innen nährt. Und da können Wege sehr spannend werden: Katholische Christen leben in evangelikalischen Gemeinschaften mit, junge Südamerikanerinnen werden eher katholikal und charismatisch wirken. Unübersichtlich wird es, und es verlangt mehr Offenheit für ungewöhnliche Stile christlichen Lebens. Umso wichtiger ist die Achtsamkeit für die eigene Identität: das Wachsen im Glauben, gottvolle Liturgien – keineswegs nur eucharistische. Das wird zentral, weil nur aus der inneren Mitte der Christuserfahrung Werden und Wachsen des Christseins möglich wird – und auch das Wachsen neuer Formen der Kirche.

Kirche als Netzwerk der Segensorte

Wenn Dezentralisierung und Deinstitutionalisierung, wenn Subsidiarität und gemeinsames Christwerden und Christsein die Erfahrungen der Kirchwerdung vor Ort begleiten, wie sieht dann das strukturelle Bild der Kirche aus, auf das eine Lokale Kirchenentwicklung zielt?

Na klar, ein katholisches Kirchenverständnis gründet sich in der Ortskirche, dem Bistum. Und eine Ortskirche ist nicht einfach eine funktionale Container-Struktur, sondern dient als sakramentale Grundgestalt dafür, dass die Gläubigen aus der geschenkten Gegenwart des auferstandenen Christus leben können – die Sakramente dienen dieser Wirklichkeit. Wenn also dann Pfarreien gebildet werden, dann deswegen, damit Christen vom Wort Gottes und in der Feier der Eucharistie genährt werden – und so befreit werden zu einem neuen Leben, zu ihrer Berufung, zu ihrer Sendung. Und aus diesem Leben wächst dann ein sehr differenziertes Netzwerk kirchlicher Orte: Katholische Kindertagesstätten, Altenheime, Initiativen, Bewegungen, Verbände – sie bilden ein Netzwerk von Lebenswirklichkeiten, die vor Ort Kirche abbilden und leben. Nicht jeder alles, nur zusammen die ganze Kirche. Mir gefällt es, diese Landschaft kirchlicher Orte als Netzwerk von Segensorten zu bezeichnen. Es geht weniger um „Orte“ als vielmehr um ein Ereignis – hier und dort, überall, wo Christen in Gemeinschaft gesammelt werden, ereignet sich das, was Kirche ausmacht: Gottes Nähe wird erfahrbar, sein Segen wird spürbar, wo Menschen aller Nationen und Kulturen gesammelt werden, wo Arme getröstet, Fremde aufgenommen und Menschen mehr Menschen werden aus der Kraft des Evangeliums. Gottes Segen wird erfahrbar – und verwandelte Menschen sind Segen für andere. Alle sakramentalen Feiern, aller amtlicher Dienst dient dem Werden dieser Wirklichkeit, in der Christus Menschen vereint.

Und die Hochschulgemeinden?

Es könnte sein, dass sich das gerade in Hochschulgemeinden schon länger ereignet. Das hat damit zu tun, dass hier die fragilen und liquiden Veränderungsprozesse neuer Generationen zu verspüren sind und schon in fragmentarischen Skizzen ein Bild der Zukunft zeichnen.

Es geht also darum, einen wachen Blick auf diese vielleicht prophetischen Experimente einer Kirche von morgen zu werfen. Man kann dann lernen, was die Zukunft bringt. Dazu aber ist auch eine immer neue Bekehrung zur Wirklichkeit erforderlich. Und die ist sehr vielfältig.

Zunächst ist hinzuschauen auf die Vielfalt der Katholizität, die sich hier ereignet: Angesichts der globalen Vielfalt katholischer Identitäten wird sich sicher zeigen, dass die Studentinnen und Studenten aus anderen Teilen der Welt ganz andere Spiritualitätsstile und kirchliche Selbstverständnisse einbringen. Und das wird bedeuten, dass Spiritualität, Gebet, Schrift und Liturgie eine zentrale Rolle spielen werden. Die Zukunft der Kirche, so Philipp Jenkins schon zu Beginn des Jahrtausends, ist südlich, charismatisch und identitätsbewusst konservativ. Eine bereichernde Herausforderung.

Zugleich wird in Hochschulgemeinden auch immer deutlich werden, dass christlich geprägte Studierende eine kleine Minderheit sind. Und das bedeutet aber eben auch: Wie können sie ermutigt werden, die Sendung des Evangeliums, die allen gilt, als kreative und gastfreundliche Minderheit zu leben – mit dem dazu notwendigen Selbstbewusstsein und Selbststand. Es geht also weniger um eine Versorgung der katholischen Studierenden, es geht auch nicht zuerst um ein reichhaltiges Veranstaltungsangebot – es geht um mehr: Wie können Menschen im Glauben wachsen und kreative „Ekklesiopreneure“ (Florjan Sobetzko) werden: relevante Zeuginnen und Zeugen für die Liebe Gottes, bereit, auch neue Formen auszuprobieren und zu gestalten.

Eine Agenda des notwendigen Kulturwandels

Was bedeutet das konkret für zukünftige Optionen der Hochschulpastoral? Zum einen ist mehr als wahrscheinlich, dass Studentinnen und Studenten, die in solchen Hochschulgemeinden eine neue kirchliche Erfahrung machen dürfen, nicht wirklich kompatibel sind mit den gewachsenen Gemeindestrukturen klassischer Prägung. Das müssen sie auch nicht sein: Es ginge vielmehr darum, ihnen zu einem Selbstbewusstsein einer Avantgarde zu verhelfen, die sich auf zukünftige liquide und fragile Kirchenentwicklungsprozesse einlässt. Menschen also, die um die Zelthaftigkeit kirchlicher Existenz wissen und sie gestalten.

Es käme dann auch wesentlich in Hochschulgemeinden darauf an, für eine erneuerte Pastoral der Berufungen offen zu sein. Es geht doch um so viel: Es geht darum, dass die geistbegabten jungen Christinnen und Christen ihren Weg entdecken und gehen können. Und umgekehrt ist nichts Verwerfliches daran, begabten jungen Menschen Wege für einen Dienst in der Kirche zu öffnen: Denn gerade wenn in den Hochschulgemeinden die Zukunft der Kirche erprobt und gelebt werden will, dann wachsen hier Erfahrungen, die die ganze Kirche braucht, gerade auch in Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in den verschiedensten Aufgaben und Diensten. Und es geht nicht um Bestandswahrung, sondern um mutige Prozesse der Reform und Ekklesiogenesis an vielen Orten – eingebunden in die tiefe Tradition des Evangeliums.

Dazu braucht es katholische Identität und Weite. Gerade Hochschulgemeinden eignen sich dazu. Die Internationalität, die Weite der spirituellen Traditionen weiten die häufig kleinen Horizonte eigener Kirchlichkeit. Und es ist also eine ungeheuer wichtige Erfahrung, Weite und Ursprung miteinander zu verknüpfen.

Und gerade in den Hochschulgemeinden kann man die Wichtigkeit von Werdeprozessen sehen: Nein, man kommt nicht als fertiger Christ an und braucht es nicht. Und nein: Man soll auch nicht denken, man ist am Ende fertig gebacken. Vielmehr braucht es eine Einübung in die Logik des Jüngerseins: des Bewusstseins um das Weiter-wachsen-Können im Glauben und der Erprobung einer Praxis, wie das denn genau geht. Auch dazu eignen sich Hochschulgemeinden sehr.

Und schließlich übt die Hochschulgemeinde auch bestens die Existenz einer kreativen Minderheit in der Diaspora ein, die gleichwohl eine Sendung für alle Menschen hat. Der Dienst an den Armen, die Solidarität mit den Benachteiligten, die Kraft zur Gemeinschaft können hier prophetisch eingeübt werden, auf dass eine Sensibilität für die tiefe Wirklichkeit des Kircheseins wächst, die darin besteht, „Zeichen und Werkzeug der Einheit“ zu sein und so Christus zu bezeugen.

Soweit, so herausfordernd. Aber wenn Hochschulgemeinden nur Kopien des Iststandes wären, bräuchte es sie ja nicht. So aber können sie Prophetie einer verheißenen Zukunft sein. Denn dazu sind sie da.



Generalvikariatsrat Dr. Christian Hennecke, geboren 1961 in Göttingen, Studium der Theologie in Münster und Rom 1980 bis 1989, Priesterweihe 1986, Promotion 1992 bis 1995 in Rom, 2001 bis 2014 Leiter im Fachbereich Missionarische Seelsorge im Bistum Hildesheim, 2006 bis 2014 Regens im dortigen Priesterseminar, derzeit Leiter der Hauptabteilung Pastoral im Generalvikariat des Bistums Hildesheim